

Reichtum Israels als Fundament unseres eigenen Glaubens neu zu entdecken. Ein Beitrag dazu soll auch der „Tag des Judentums“ in unseren Kirchen sein, den wir in Zukunft jedes Jahr feiern wollen.

„Die Wurzel trägt dich!“ erinnert Paulus. So gesehen ist der christlich-jüdische Dialog das grundlegende Thema für unser Selbstverständnis als Christinnen und Christen, er ist elementar für die Identität der Kirchen. Er ist nicht von außen heran getragen, sondern jede Katechese redet von Juden, jede Predigt interpretiert jüdische Texte. Wer Psalmen betet, betet jüdische Gebete. Christinnen und Christen haben keinen beliebigen, sondern diesen bestimmten Wurzelgrund. Die Worte „Gott, Geist, Reich Gottes, loben, beten, Weisheit, Gerechtigkeit, Recht, Frieden“ oder „Messias“ sind konkret biblisch-jüdisch gefüllt. Gott hat es gefallen, Israel zuerst und bleibend anzusprechen. Die Worte und Namen „Abraham, Jakob, Mose, Hagar, Sarah, Miriam, Jerusalem, Zion, Halleluja, Hosanna“ lassen sich nicht auswechseln. Doch diese unverwechselbaren Identitäten hatten von Anfang an nicht allein Bedeutung nur für das eigene Volk. Stets hatte die Offenbarung Gottes an Israel einen weiten Horizont: Das biblische Konzept der Schöpfung und der Vollendung der Welt ist universal auf die Völkerwelt ausgerichtet.

Wortlaut in: <http://www.jcrelations.com/cjoesterreich>.

K.II.29' NIEDERLÄNDISCHE BISCHOFSKONFERENZ

„Mit ein und derselben Hoffnung lebend. Von der Bedeutung der Begegnung mit dem Judentum für Katholiken“. Erklärung vom 1. November 1999

Nach ihrem Wort zum 50. Jahrestag der Befreiung von Nazi-Deutschland am 6. Mai 1945 bzw. zum 30. Jahrestag der Erklärung des Zweiten Vatikanischen Konzils über das Verhältnis der Kirche zu den nichtchristlichen Religionen „Nostra aetate“ vom 28. Oktober 1965, welches im Oktober 1995 veröffentlicht wurde (→ K.II.20') wenden sich die niederländischen Bischöfe am 1. November 1999 erneut an ihre Gläubigen, um eine bessere Kenntnis des Judentums zu fördern und für das christliche Leben fruchtbar zu machen.

Wir stehen am Vorabend des dritten Millenniums. Ein guter Moment, um uns auf die Vergangenheit zu besinnen. Erneuerung des Heute kann nicht ohne Rechenschaft über die Vergangenheit geschehen.

Im bischöflichen Wort von 1995 unter dem Titel „Aus ein und derselben Wurzel lebend“¹ haben wir Bischöfe unseren Blick auf das gerichtet, was sich zwi-

1 „Aus ein und derselben Wurzel lebend. Unsere Beziehung mit dem Judentum“, in: Kirchliche Dokumentation, Dezember 1995.

schen Judentum und Christentum abgespielt hat. Um aus der Vergangenheit zu lernen, haben wir die Fehler, die von katholischer Seite gegenüber dem Judentum begangen wurden, kritisch ansehen wollen. Wir behaupteten damals und sagen es auch wieder, daß „eine Tradition von theologischem und kirchlichem Antijudaismus zur Entstehung eines Klimas beigetragen hat, in dem die Schoa stattfinden konnte“. Wir haben den Antijudaismus verurteilt und dazu aufgerufen, das Judentum kennenzulernen, wie es sich selbst versteht. Wir sind uns dessen bewußt, daß noch viel geschehen muß, ehe Unwissenheit und Vorurteile völlig überwunden sind.

Das Judentum bedeutet aber für Christen nicht nur Schuld und eine peinliche Vergangenheit. Unsere Generation erlebt eine neue, grundlegende Begegnung zwischen Juden und Christen. Eine wichtige Ermöglichung dieser Begegnung für die jüdische Seite besteht in dem Faktum, daß Juden nach Jahrhunderten der Diaspora und nach der Schoa wieder in einem eigenem Staat leben können. Außerdem stellen Pilgerfahrten und Studienreisen nach Israel ein wichtiges Kennenlernen mit dem vielförmigen jüdischen und christlichen Leben dar, was komplexe politische und gesellschaftliche Fragen einschließt. Die Begegnung mit dem Judentum kann Christen zur Glaubenserneuerung inspirieren. Im Jahr 1995 unterstrichen wir dies: „Wir Christen dürfen niemals vergessen, daß Jesus von Nazaret ein Sohn des jüdischen Volkes ist, verwurzelt in der Tradition des Mose und der Propheten. In der Begegnung mit dem Judentum werden wir Jesus besser begreifen. Nicht allein durch die Schriften, sondern auch durch unsere Theologie und Liturgie bleiben wir lebendig mit der jüdischen Religion verbunden.“ In diesem Geiste will dieses Wort eine Fortsetzung unseres Worts aus dem Jahre 1995 sein. Wir wollen betrachten, auf welchen Gebieten das Kennenlernen des Judentums besonders fruchtbar sein kann für das christliche Leben.²

Es bedarf keiner weiteren Betonung, daß von unüberlegter Übernahme oder sogar gewaltsamer Aneignung jüdischer Traditionen für die christliche Praxis keine Rede sein kann. Dies würde von einem Mangel an Respekt sowohl für die jüdische wie für die christliche Tradition zeugen. Wirkliche Begegnung klärt besonders die eigene Identität und respektiert den Anderen in seinen eigenen religiösen Überzeugungen. Ebenso wenig wollen wir das Judentum idealisieren oder suggerieren, daß das Judentum zugeschrärfte Antworten für Probleme hat, die innerhalb der Weitergabe des christlichen Glauben aufkommen. Jede Glaubenstradition hat in diesem Punkt ihre eigene Verantwortlichkeit.

Das stellt nicht in Abrede, daß Grundlagen der jüdischen Glaubenserfahrung uns viel lehren können. Es geht dabei zugleich um eine Neubesinnung unserer eigenen Grundlage, eine Neubesinnung, die uns zu Jesus Christus und dem jüdischen Leben, in dem er verwurzelt war, wesentlich näher bringt.

Die vatikanischen Richtlinien und Hinweise für die Durchführung der Konzils-erklärung „*Nostra aetate*“, Artikel 4 von 1975 unterscheiden drei Bereiche, in denen das Gespräch mit dem Judentum für den Glauben der Kirche fruchtbar

2 Es ist Aufgabe des „Katholischen Rates für Israel“ (KRI: Katholieke Raad voor Israël), die Bereiche detailliert auszuarbeiten und konkrete Initiativen zu begleiten.

sein kann: 1. der Umgang mit der Bibel, 2. die Liturgie und 3. ethische und gesellschaftliche Fragen. Wir fügen – im Licht des auf uns zukommenden dritten Millenniums – hinzu: 4. die Zukunft als messianische Hoffnung.

Der Umgang mit der Bibel

Im Umgang mit dem Wort Gottes kann die Synagoge uns viel lehren. Jeden Schabbat wird im synagogalen Gottesdienst die Tora des Mose neu verlesen. Sie ist das unveränderliche Wort Gottes, an dem kein Häkchen oder Jota geändert wird. Andererseits spricht die Tora in vielen Sprachen und Weisen zu jedem Menschen. Die jüdische Weisheit erzählt uns, daß die Tora in siebenzig Sprachen geoffenbart ist, so daß jeder/jede sie auf seine oder ihre eigene Weise hören kann. So klingen Lebenserfahrungen vieler Generationen in die Deutung der hebräischen Bibel mit hinein, und sie gehören zu dieser Deutung. Dieses Zusammengehen von Treue zum Wort Gottes und Respekt für die persönlichen Fragen und Lebenserfahrungen eines jeden erkennen wir als eine authentische Art der Weitergabe des Glaubens und als Kennzeichen der jüdisch-biblischen Spiritualität. Es ist die Spiritualität, in der Jesus selber verwurzelt war.

Im Lehrhaus werden die Texte außerdem erklärt und befragt. In diesem gemeinsamen Lernen um die Heilige Schrift sind die Fragen der Teilnehmer vorrangig, wichtiger selbst als die Antworten. Es verdankt sich ja den Fragen, daß wir die Antworten aus der Tradition verstehen und bewerten können. Aufgrund eines jahrhundertealten jüdischen Lehrmusters entstanden in den letzten Jahrzehnten hier und da christliche Lehrhäuser, in denen mit viel Liebe und Hingabe das Alte und Neue Testament gemeinsam studiert wird. Dies ist eine erfreuliche Entwicklung. Eine Spiritualität, die verankert ist im Evangelium, nährt sich immer aus Mose und den Propheten (vgl. Lk 16, 29–31 und Lk 24, 27 und 44–45).

Hierhin gehört auch ein Wort der Würdigung unserer reformatorischen Mitchristen, die in dieser Art von Initiativen oft schneller sind. Lehrhäuser eignen sich ganz besonders für eine ökumenische Arbeitsweise. Es ist bereichernd, wenn auch jüdische Teilnehmer in einem solchen Lehrhaus teilnehmen können; auch wo dies nicht geschieht, hat ein Lehrhaus als Modell der Weitergabe des Glaubens viel zu bieten.

Neben der Synagoge und dem Lehrhaus gibt es noch einen Ort, wo das Judentum die Weitergabe des Glaubens ernsthaft praktiziert: das Haus. In der Familie findet – innerhalb der Struktur, welche die Gebote der Tora bieten – die meist erste Einführung in den Glauben statt. Für Katholiken ist die Situation zu Hause ebenfalls das Fundament für das Erleben und die Weitergabe des Glaubens. Jetzt müssen wir gestehen, daß die Rolle der Heiligen Schrift dabei manchmal minimal ist. Es gibt gewiß Familien – und nicht zu vergessen die Gemeinschaften und Alleinstehenden –, denen es gelingt, der Heiligen Schrift einen Platz in ihrem täglichen Leben zu geben; die Praxis ist aber doch oft anders. Es scheint so, als ob viele Katholiken die Bibel nicht erfahren als ein Buch, das ihr eigenes ist. Vielleicht ist eine zu stark bevormundende Haltung innerhalb der Kirche der Vergangenheit daran mitschuldig.

Glücklicherweise fördern viele ausgebildete ehrenamtlich Tätige in Dekanaten und Diözesen den täglichen Umgang mit der Heiligen Schrift in unserer Ge-

meinschaft. Die Verbindung von Glauben und Leben kann ja nicht nur der sonntäglichen Liturgie vorbehalten sein, sondern gilt an sieben Tagen in der Woche! Die Reihenfolge der Lesungen kann einen guten Halt für das tägliche Lesen geben. Auch wenn der Gläubige im Anfang das Gefühl hat, in ein Labyrinth geraten zu sein – die Bibel ist nicht einfach –, zeichnen sich allmählich Wege nicht nur im Text, sondern auch im täglichen Leben ab: mit Gottes Wort unterwegs.

Liturgie

Die Erfüllung der Gebote Gottes ist an den täglichen, lernenden Umgang mit der Tora gebunden. Welche Inspiration geht für Christen von der jüdischen Heiligung des Lebens durch die *Mizwot*, d.h. die Gebote, aus?

Zunächst kann festgestellt werden, daß die jüdische liturgische Tradition die Grundlage der christlichen Liturgie ist. Die jüdischen Hintergründe der christlichen Festtage Ostern und Pfingsten wie auch die Heiligung der Zeit, d.h. einen Tag in der Woche „aufzuatmen“, sind wesentlich für das christliche Erleben. Aber was im jüdischen liturgischen Erleben vor allem wichtig ist, ist die anhaltende Sorge, Liturgie und Leben miteinander zu verbinden. Das jüdische Osterfest, *Pessach*, erinnert an die Befreiung aus Unterdrückung und Sklaverei in der Vergangenheit und in der Gegenwart.

Pessach ist eine Weise, die Hoffnung auf die Zukunft aktiv zu beleben. Die Familie ist selbst verantwortlich für die Feier des *Seder*, d.h. des Pessachmahls, die damit ein vorzügliches Beispiel von häuslicher Liturgie ist. Die Nachahmung dieser eindrucksvollen jüdischen Feier durch Christen scheint uns – allen guten Absichten zum Trotz – eine unerwünschte Aneignung von jüdischem Gedankengut zu sein. Viel eher können sich Christen durch das Kennenlernen der jüdischen Riten und Symbole inspirieren lassen, um selbst besonders Zuhause Momente und Formen von Heiligung zu beleben und zu entwickeln. Heiligung des Lebens ist ja nicht gebunden an das Kirchengebäude. Wir denken in diesem Zusammenhang auch an Gebete und Segnungen, wodurch zahlreiche Lebensmomente wie das Wachwerden, Mahlzeiten, Geburt und Abschied dankbar Gott geweiht werden.

Ethische und gesellschaftliche Fragen

Das Lernen steht letztendlich im Dienste des Tuns. Das biblische Buch Exodus erzählt, wie das Volk Israel antwortet: „Alles was der HERR sagt, wollen wir tun und hören“ (Ex 24, 7). Das Tun selbst hat also Vorrang vor dem Hören! Anders ausgedrückt: durch das Tun lerne ich, es zu begreifen. Nur wenn das Wort getan wird, bleibt es lebendig bewahrt. Hierin entfaltet sich außer der religiösen Bedeutung der Heiligung des Lebens auch eine ethische und politisch-gesellschaftliche Dimension.

In der modernen Gesellschaft ist der Einfluß der Religion rückläufig. Aber gerade darum ist es von großer Wichtigkeit, daß religiöse Stimmen in ethischen und gesellschaftlichen Fragen nicht verstummen. Die Heiligkeit des menschlichen Lebens – vom ersten Beginn bis zum letzten Moment – ist für Juden und Christen eine gemeinsame Sorge. Die prinzipielle Art und Weise, die im jüdisch-christlichen Gedankengut anklingt, ist für uns von großer Bedeutung.

Medizinische Kenntnisse müssen natürlich in vollem Umfang respektiert und benutzt werden. Aber es ist die gemeinsame Überzeugung von Judentum und Christentum, daß medizinisch-ethische Fragen letztendlich die tiefste Dimension der menschlichen Existenz berühren und darin nicht nur aus der Sicht medizinischer Wissenschaft und Technik beantwortet werden können. Die Gesellschaft kann hier nicht ohne die Stimme der Religion sein, meinen wir. Eine gemeinsame ethische Besinnung scheint uns – am liebsten in Zusammenarbeit mit medizinischen Experten – von großer Bedeutung.

Auch möchten wir um Aufmerksamkeit für geistige Werte da bitten, wo wirtschaftliche Motive die Menschlichkeit bedrohen. Vor nicht allzu langer Zeit plädierten christliche und jüdische Glaubensgemeinschaften gemeinsam für die Regelmäßigkeit eines festen Ruhetags in der Woche. Der Ruhetag ist ein Geschenk der Bibel an die moderne Gesellschaft; ein Geschenk, womit unserer Meinung nach ziemlich sorglos umgegangen wird. Trotz verschiedener Auffassungen hierüber – das Judentum hält den biblischen siebten Tag, den Schabbat, das Christentum hat den ersten Tag, den Tag des Herrn, zum Ruhetag gewählt – haben wir hierüber unsere Stimme sehr gut gemeinsam hören lassen können.

Mit dem Appell der Propheten zu Gerechtigkeit und Recht wollen wir in Form und Inhalt klar und deutlich unsere Sorge aussprechen über die immer tiefer werdende Kluft zwischen denjenigen, die sehr wohl am sozialen Leben teilnehmen, und jenen, die nicht am sozialen Leben teilnehmen können. Dazu gehören besonders die vielen Flüchtlinge, die in unser Land kommen. Sie sind ein besonderer Appell sowohl für Juden wie auch für Christen. Der biblische Auftrag „liebt den Fremden“ (Lev 19,34) darf nicht vergeblich sein. Es spricht übrigens für sich, daß die schmerzlichen Erfahrungen, welche jüdische Flüchtlinge vor und nach dem Krieg machten, diesen Appell nur noch verstärken.

Die Zukunft als messianische Hoffnung

Judentum und Christentum unterscheiden sich dadurch, daß sie die messianische Hoffnung in unterschiedlicher Weise zum Ausdruck bringen. Das Judentum sieht das Anbrechen der messianischen Zeit als zukünftig. Für Christen ist das Ausschauhhalten nach Gottes Herrschaft schon Wirklichkeit geworden in der Person und Lehre Jesu Christi. Der Jubel der Weihnachtsnacht: „Heute ist euch ein Retter geboren, Christus der Herr“ (Lk 2,1) ist der Beginn der christlichen Identität.

Diese Unterschiede brauchen nicht verschleiert zu werden. Sie trugen dazu bei, daß das frühe Christentum als eine abgesonderte Sekte angesehen wurde, und begründeten so auch das Schisma zwischen Judentum und Christentum. Viel wichtiger ist es zu erkennen, daß diese Unterschiede für viele Christen in der Vergangenheit Grund gewesen sind, das Judentum nur negativ zu sehen, nämlich als überholt. Dank des Dialogs sehen wir Katholiken immer mehr ein, daß wir einen gemeinsamen messianischen Auftrag teilen, um die Erde bewohnbar zu machen; daß wir in einer unvollendeten Wirklichkeit leben. Das verbindet uns mit dem Judentum, daran erinnert uns das Judentum. Der *Tenach*, die jüdische Bibel, endet mit dem Aufruf, nach Jerusalem zu ziehen: „Jeder unter euch, der zu seinem Volk gehört – der Herr, sein Gott, sei mit ihm –, der soll (nach Jerusalem) hinaufziehen“ (2 Chron 36, 23). Das Neue Testament endet mit dem

Verlangen nach der endgültigen Vollendung: „Maranatha, komm, Herr“ (Offb 22,20). Sowohl Juden als auch Christen sind Träger einer messianischen Perspektive, Zeugen von Gottes Königsherrschaft, von seinem Schalom. Daß nicht Sklaverei und Tod das letzte Wort haben, sondern Befreiung und das Leben vor Gottes Angesicht, das ist unsere gemeinsame Überzeugung. Hier gilt mehr als anderswo, daß das einzige, das wirklich überzeugt, konkrete Taten von Menschlichkeit und Barmherzigkeit sind.

Juden und Christen leben aus ein und derselben Hoffnung. Gegründet in dieser Hoffnung braucht der moderne Mensch die Zukunft nicht als bedrohliche Leere zu erfahren. Viel eher klingt dann in jedem Moment die liebevolle Einladung des lebendigen Gottes an, all Seine Geschöpfe zu ihrem Recht kommen zu lassen. Judentum und Christentum beantworten diese Einladung auf ihre eigene, einzigartige Weise. So gestalten sie beide ihren Anteil an Seiner Königsherrschaft auf der Erde und blicken auf den Tag, von dem gesagt ist: „Dann wird der HERR König sein über die ganze Erde. An jenem Tag wird der HERR einzig sein, und Sein Name wird einzig sein“ (Sach 14,9).

1. November 1999, Hochfest von Allerheiligen.

Niederländischer Wortlaut: Rooms-Katholieke Bisschoppenconferentie, „Levend met één zelfde hoop. Over de betekenis van de ontmoeting met het jodendom voor katholieken“, 1 november 1999 (Manuskript); eigene Übersetzung.

K.II.30'

ERZDIÖZESE LUXEMBURG

Vergebungsbitte im Rahmen des Jubiläums 2000. Grundsatztext vom 12. Februar 2000 (Auszug)

Die Kirche von Luxemburg hat die Einladung zur Reinigung des Gedächtnisses im Rahmen des Jubiläumsjahrs 2000 durch Papst Johannes Paul II. und sein Apostolisches Schreiben „Tertio Millennio Adveniente“ (→ K.I.30') angenommen und den Text einer Vergebungsbitte erarbeitet. Die Vergebungsbitte wurde von der Diözesanversammlung am 12. Februar angenommen und vom Erzbischof von Luxemburg gutgeheißen. Sie setzt chronologisch mit der Zeit der Eigenständigkeit der Kirche von Luxemburg seit dem Jahr 1840 an und bezieht sich auf Vorkommnisse in diesem Zeitraum für das Gebiet Luxemburgs. Der folgende Auszug konzentriert sich auf den ersten und eigenen Punkt des Verhältnisses der Christen zu den Juden.

Einleitung

„Kehrt um und glaubt an das Evangelium!“ (Mk 1,15). Dieser göttliche Ruf zur Umkehr, den wir im Heiligen Jahr 2000 besonders eindringlich vernehmen, ermahnt uns zur Erforschung unseres Gewissens. Denn die Jahrtausendwende bietet uns die Gelegenheit, auf unserer Wanderung durch die Zeit innezuhalten, um uns auf Schwächen und Irrtümer auf unserem bisherigen Weg zu besinnen.